

Zwei Schritte vor, einer zurück

Zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung

Daniela Heitzmann

Einleitung

Innerhalb der *Scientific community* der Frauen- und Geschlechterforschung besteht ein Konsens über die eigenen institutionellen Errungenschaften. Es lassen sich jedoch graduelle Unterschiede erkennen, ob eher die positiven oder negativen Aspekte, die Potentiale oder Gefahren betont werden. So reicht die Palette der Beurteilung der nun 34jährigen Institutionalisierungsgeschichte von „partiell erfolgreich“ (Hark 2005, 379) über „ausschließende Einschließung“ und „marginalisierende Integration“ (Wetterer 1999) oder nicht abgeschlossene „Erfolgsgeschichte“ (Metz-Göckel 2002; 2004) bis hin zur Feststellung, die Institutionalisierung sei „eher prekär, häufig marginal und potenziell gefährdet“ (Bock 2002, 124; vgl. Holland-Cunz 2001). Die Verortung hängt dabei wesentlich von den Vorstellungen ab, wohin sich die Frauen- und Geschlechterforschung bewegen soll und vor allem wie dies zu erfolgen hat.

Auf der Grundlage einer im Frühjahr durchgeführten Untersuchung zur Etablierung von Genderprofessuren¹ an deutschen Universitäten (Heitzmann 2008) wird im Folgenden die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert. Zum Erhebungszeitpunkt lagen die Angaben für Genderprofessuren an Universitäten vor, weshalb sich die Ausführungen auf diesen Hochschultyp beschränken. Den theoretischen Rahmen bildet die Sozialtheorie von Pierre Bourdieu und dessen Erweiterung für das wissenschaftliche Feld durch Beate Kraus und Sandra Beaufays (2005).

Institutionalisierung wird im Folgenden als ein Prozess der Sichtbarmachung, Verstetigung und Absicherung der „Frauen- und Geschlechterforschung als wissenschaftliches Lehr- und Forschungsgebiet im Hochschul- und Wissenschaftssystem“ verstanden (Metz-Göckel 2004, 597). Angelehnt an das Phasenmodell der Institutionalisierung von Carol Hagemann-White (1995) sowie dessen Fortführung durch Ulla Bock (1998; 2002) und Sigrid Metz-Göckel (2004) werden zunächst die „Stationen“ der Frauen- und Geschlechterforschung von 1976 bis 1996 skizziert und deren Entwicklung theoretisch verortet. Im zweiten Teil wird die aus der Untersuchung abgeleitete Erweiterung des Modells um die vierte Phase der *Normalisierung* dargestellt. Abschließend erfolgt eine Diskussion zur

1 Eine Frauenforschungs-/Genderprofessur ist definiert als „eine Professur mit einer Denomination für den Lehr- und Forschungsbereich Frauen- und Geschlechterforschung. Diese Professuren können ausschließlich für Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet werden [...] oder als Fach-Professur mit dem Schwerpunkt bzw. mit der besonderen Berücksichtigung von Frauen- und Geschlechterforschung [...]; es werden auch solche Professuren als Frauenforschungsprofessuren gezählt, die einen Zusatz im Ausschreibungstext enthalten, mit dem die Hochschule deutlich macht, dass sie von der Bewerberin oder dem Bewerber Kenntnisse im Bereich Frauen- und Geschlechterforschung erwartet, die in Lehre und Forschung eingebracht werden können [...].“ (Bock 2002, 121 f.) Die *Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung* an der FU Berlin (www.zefg.fu-berlin.de) gibt einen Überblick zu Genderprofessuren an Hochschulen im deutschsprachigen Raum.

Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung hinsichtlich ihrer Positionierung im Wissenschaftsfeld.

1 Widerspenstige Debütantin: Der Eintritt ins wissenschaftliche Feld

Die „Stunde Null“ der akademischen Frauenforschung, die sich auch als eine solche verstand, wird für Deutschland mit dem Jahr 1973 angegeben (Hagemann-White 1995, 16ff.; ebenso Hark 2005, 209). Die Studentenbewegung war bereits wieder am Verebben, langsam kam Bewegung in die Hochschullandschaft, die Universitäten begannen sich zu öffnen. Doch eine, wie Helge Pross gesagt hatte, „unbedingte Voraussetzung“ von Demokratie hatten die ‚bewegten‘ Studenten konsequent ignoriert: die Gleichberechtigung von Frau und Mann. Zunächst begannen Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im privaten Kreis Erfahrungen der Diskriminierung im Universitätsalltag zu artikulieren (vgl. Hagemann-White 1995, 17). Die außeruniversitäre Bewegung hatte einen „Rückstrahlungseffekt“ auf die Universitäten und insbesondere auf die Wissenschaftlerinnen. Gelebte Erfahrung, erlebte Diskriminierung als Frau wurde zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Analyse. Frauenforschung wurde zu einem „Teil des Projekts der politischen, intellektuellen und auch emotionalen Selbstverständigung von Frauen“ (Hark 2005, 226), es galt die „eigene Subjektivität“ zu entdecken (ebd. 227). Das Anliegen war in erster Linie politisch und nicht wissenschaftskritisch, so bedienten sich die Frauen „recht selbstverständlich [der] gegebenen akademischen Strukturen, Ressourcen und Rhetoriken“ (ebd. 232).

Im Jahr 1976 wird von Wissenschaftlerinnen und Nicht-Wissenschaftlerinnen gemeinsam eine *Sommeruniversität für Frauen* in Berlin unter dem Motto „Frauen und Wissenschaft“ veranstaltet. Für Carol Hagemann-White (1995, 25) markiert die Sommeruniversität den Beginn der Institutionalisierung, da sie zur „Initialzündung“ für die Verbreitung des Gedankens der Frauenforschung wurde. In der *Aufbruchphase* (1976 bis 1982) sollte die Etablierung der Frauenforschung auf zweierlei Weise durchgesetzt werden. *Erstens* boten Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen verstärkt Seminare zur Frauenforschung an, setzten sich für Lehraufträge ein, suchten und unterstützten feministische Bewerberinnen und widmeten teilweise ihre Stellen um (vgl. ebd. 31), womit sie zugleich zur Sichtbarkeit der Frauenforschung sowie der Frauen beitrugen. Dabei schlug den Frauenforscherinnen ein scharfer Gegenwind aus der *Scientific community* entgegen. Des Weiteren kam es zu internen Diskussionen, inwiefern eine Institutionalisierung in der „männlichen Wissenschaft“ (Helga Nowotny/Karin Hausen) überhaupt erstrebenswert sei, so dass Frauenforscherinnen sich, *zweitens*, außerhalb der Hochschulen „ein eigenes Territorium“ (Hark 2005, 245) suchten. Bereits 1979 wurden die „Sektion Frauenforschung“ in der DGS sowie der Verein „Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.“ ins Leben gerufen. Kurz darauf folgte die Einrichtung mehrerer außeruniversitärer Institute wie das Frankfurter Institut für Frauenforschung (FIF) und 1983 das Institut Frau und Gellschaft in Hannover (vgl. Hagemann-White 1995, 34).

In der *Durchsetzungsphase* (1983 bis 1988) wurden die ersten nachhaltigen Schritte in die Hochschulen unternommen: Stellen für Frauenforschung wurden auf dem „sozialen Kampffeld“ Wissenschaft errungen. An der Fachhochschule Fulda (Hessen) wurde 1982 eine Professur für *Gemeindearbeit mit dem Schwerpunkt Theorie und Praxis der Frauenarbeit* eingerichtet, an der FU Berlin entstanden 1984/85 zwei befristete Teilzeitprofessuren in Germanistik und Politische Wissenschaft und 1986 war die Professur für Geschichte von Annette Kuhn an der Universität Bonn um das *Lehrgebiet Frauengeschichte* erweitert worden. Die erste ordentliche Frauenforschungsprofessur an einer deutschen Universität wurde 1987 mit Ute Gerhard an der Universität Frankfurt am Main besetzt. Bis

1988 hatten elf Professorinnen mit einer ausdrücklichen Denomination (teils durch Umwidmung ihrer eigenen Stelle) die Lehre aufgenommen. Es folgten zahlreiche Tagungen sowie 1982 mit den „Feministischen Studien“ die erste Fachzeitschrift. Darüber hinaus wurden eine Koordinationsstelle an der FU Berlin (ZE Berlin, 1981) und ein Zentrum für Frauenforschung an der Uni Bielefeld (IFF, 1982) eröffnet.

Mit der zunehmenden Anzahl von Frauenforschungsprofessuren setzte eine formale Verankerung sowie Professionalisierung der Frauenforschung ein. In der *Professionalisierungsphase* (1989 bis 1996) wird Frauenforscherin zum Beruf. Das zentrale Charakteristikum ist der Höchststand an Neueinrichtungen von Frauenforschungsprofessuren an den Universitäten. Zwischen 1989 und 1996 nahmen durchschnittlich neun Professorinnen pro Jahr die Lehre auf. Dabei bestanden (und bestehen noch immer) markante Unterschiede in der regionalen Verteilung sowie zwischen den Fachbereichen. Aufgrund einer wissenschaftspolitisch günstigen Lage, in persona der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn, gab es 1994 in Nordrhein-Westfalen bereits 25 Frauenforschungsprofessuren, Berlin hatte sieben, Hessen und Niedersachsen jeweils sechs solcher Professuren und in sechs weiteren Bundesländern waren ein oder zwei eingerichtet worden. Zwar befanden sich Professuren in 18 verschiedenen Fächern, die meisten lagen aber im Bereich der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, darüber hinaus gab es (lediglich) zwei Professuren in der Architektur und eine in der Agrarwissenschaft.

2 Wissenschaft als soziales Kampffeld

Der Eintritt von Frauen als Frauen und als Frauenforscherinnen sowie das Einbringen einer neuen Forschungsperspektive in die Wissenschaft stellen komplexe soziale Prozesse dar. Wissenschaft als ein „soziales Feld“ verstanden, ist ein „relativ autonomer Mikrokosmos“ (Bourdieu 1998a, 16) mit eigenen Strukturen und Funktionsmechanismen, in dem Auseinandersetzungen nicht (nur) in Form eines sachlichen Austauschs, in dem das bessere Argument am Ende obsiegen wird, geführt werden (vgl. Weingart 2003, 81). Das universitäre Feld ist eine „Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes [...], in dem es um die Bestimmung der Voraussetzungen und Kriterien der legitimen Zugehörigkeit und Hierarchie geht, das heißt, der relevanten, wirksamen Eigenschaften, die sich als Kapital einsetzen lassen und spezifische Profite erzielen, die vom jeweiligen Feld abgesichert werden“ (Bourdieu 1992, 45). Die „ernsten Spiele“ der Wissenschaft werden von dem Glauben an das Spiel – die *illusio* – getragen, der zugleich unbedingte Voraussetzung ist, um überhaupt bei dem Spiel mitmachen zu können. Es bedarf des Glaubens, dass sich „der Einsatz lohnt“ (Krais 2000, 39f.; vgl. Beaufaÿs/Krais 2005); also eines „selbstverständlichen Interesses“ an dem Spiel, das darin zum Ausdruck kommt, dem Spiel zuzugestehen, „dass es wichtig ist, dass, was in ihm geschieht, denen wichtig ist, die ihn ihm engagiert sind, mit von der Partie sind“ (Bourdieu 1998b, 141).

Im wissenschaftlichen Feld „kämpfen“ die Akteurinnen und Akteure um die Anerkennung durch die *Scientific community*, die „man nicht geschenkt bekommt“ (Beaufaÿs 2003, 176). Denn diese Anerkennung bedeutet zugleich Einfluss und Macht, in die Geschehnisse des Feldes, in die „Spielregeln“ einzugreifen und eigene Interessen durchzusetzen. Konkurrenz ist ein konstitutiver Bestandteil des Wissenschaftsfeldes, die jedoch ebenso die Anerkennung der Leistung des Anderen voraussetzt (vgl. Krais 2000, 46). Die Regeln oder Kriterien sind keine festen Größen, sondern Gegenstand einer ständigen Auseinandersetzung, was ihre Veränderung möglich, aber nicht notwendig macht. Die Maßstäbe zur Leistungsbeurteilung sind – entgegen dem deklarierten wissenschaftlichen Selbstverständnis – keineswegs „objektiv“. Vielmehr ist Leistung als ein komplexes Konstrukt abhängig von

der (formalen) Position der Akteur/-innen, vom Zugang zu Ressourcen und Arbeitsmitteln, von der Unterstützung durch Mentor/-innen und Netzwerke und von dem paradigmatischen Kontext, in dem sie erbracht wird sowie von der Anerkennung durch die *Scientific community* (vgl. Beaufäys 2003, 247). Mit der „Zuschreibung von wissenschaftlichen Leistungen geht [...] auch die Konstruktion von Geschlecht einher“ (Beaufäys/Krais 2005, 91), das im Falle von Wissenschaftlerinnen quasi als „Herabstufungsmodus“ funktioniert, sodass den „Frauen eine geringere Leistungsbereitschaft oder sogar eine geringere Leistungsfähigkeit“ zugeschrieben wird², „ohne dies *bewusst* zu tun“ (Beaufäys 2003, 248). Allerdings bedeutet das nicht, das wissenschaftliche Feld sei „männlich dominiert, weil Männer Männer sind und Frauen Frauen, sondern weil *das Feld* von Akteuren dominiert wird, die mit einem Habitus ausgestattet sind, dem ein männlicher Wissenschaftler am nächsten kommt“ (ebd. 249).

Die davon auf analytischer Ebene zu trennende, faktisch jedoch damit eng verknüpfte Frage ist jene nach den Bedingungen und Möglichkeiten der Etablierung neuen Wissens, also der Frauenforschung, oder wie Beate Krais (2000, 41) es pointiert fasst: des „Wissenschaft-Machens“. Einerseits handelt es sich hierbei um eine grundlegende und konstitutive Frage für die Wissenschaft im Allgemeinen, andererseits erhält die Frage in dieser speziellen Perspektive eine zusätzliche Schärfe, da, erstens, Wissenschaftlerinnen als „herabgestufte“ Spielteilnehmerinnen auftreten, und, zweitens, Ressourcen für einen Wissenschaftsbereich, der gerade im Entstehen und damit noch legitimationsbedürftig ist, beansprucht werden. Die „Produktion von Wissen [ist] als Prozess zu sehen, in dem ‚interne‘ und ‚externe‘, soziale und politische, kognitive und institutionelle Elemente zusammenspielen“ (Hark 2005, 168). Wissen beziehungsweise wissenschaftliches Wissen wird von „Praxisgemeinschaften“ hervorgebracht und ist folglich „imprägniert von diesen sozialen Praktiken“ (ebd. 59). Für die Legitimation neuen wissenschaftlichen Wissens bedarf es des Kampfes und der Auseinandersetzung. Dabei wird nicht lediglich über den Code „wahr“ oder „falsch“ entschieden, sondern, wie am Beispiel der Frauen- und Geschlechterforschung zu sehen ist, haben politische und kulturelle Faktoren einen großen (und entscheidenden) Einfluss. Ein neuer Wissensbereich ist mit der „Anfechtung von außen“ durch die „etablierte Wissenschaft“ konfrontiert, aber ebenso mit der „Anfechtung von innen“ (ebd. 62). Letzteres begründet sich in seiner Konstitutionsphase, die durch eine innere Instabilität gekennzeichnet ist: „Denn die Ordnung jedes wissenschaftlichen Wissens hat eine Geschichte: eine Geschichte widerstreitender Konzepte und Organisationsprinzipien“. (Ebd.) Darüber hinaus verändert und institutionalisiert sich das neue Wissen mit Eintritt in die Institution. „Was in die (Mühlen der) akademischen Institution hineingeht, ist mit Sicherheit nicht das, was herauskommt.“ (Dölling 2004, 75; 85, zit. in: Hark 2005, 69).

Für die Frauen- und Geschlechterforschung beschreibt Sabine Hark (2005, 68) jenen Vorgang als „academic turn“ in den „akademisch gewordenen Feminismus“, wobei die Akademisierung eine „notwendige Bedingung“ für den Erkenntnisprozess und die Verbreitung der Resultate darstellt. Die Integration in das wissenschaftliche Feld und damit ins Wissenschaftsspiel hält vielfältige Handlungsoptionen für die weitere Genese des neuen Wissens bereit, bedarf dabei aber der Akzeptanz der Spielregeln durch die neuen Teilnehmer/-innen, also die Übernahme der *illusio* sowie einen „virtuosen“ Umgang mit „den bereits vorgefundenen Strukturen und Handlungsschemata“ und erst dann besteht die Möglichkeit, die nötige Macht zur Veränderung der Regeln zu erlangen. „Dissidenz und

2 Steffani Engler (2001, 460f.) stellt in diesem Zusammenhang die These auf, dass das konstitutive Merkmal einer „wissenschaftlichen Persönlichkeit“ in der „Zuschreibung von Neuem, Originellem, Schöpferischem“ besteht, welche jedoch nur Männern vorbehalten ist und von der Frauen ausgeschlossen sind.

Partizipation sind [...] unauflöslich verknüpft: Teilhabe, ja Akzeptanz der herrschenden Spielregeln ist die paradoxe Voraussetzung für Veränderung.“ (Ebd. 73)

3 „Normalisierung“ der Frauen- und Geschlechterforschung

Im Anschluss an das Phasenmodell von Hagemann-White haben Ulla Bock (1998) und Sigrid Metz-Göckel (2004) eine vierte Phase skizziert. Beide lassen die Station „Mitte der 1990er Jahre“ beginnen und diagnostizieren die voranschreitende Institutionalisierung. Ulla Bock (1998, 106) spricht von einem „vermehrten Engagement für die (dezentrale und zentrale) Organisation von Frauenstudien und Profilbildung“. Sigrid Metz-Göckel (2004, 597) verwendet verschiedene Begrifflichkeiten, um die Entwicklungen zu fassen – „Normalisierung, interne Differenzierung, Akademisierung, prekäre Institutionalisierung“.

Im Folgenden wird diese vierte Phase präzisiert. In den Jahren 1996/97 veränderte sich ‚das Gesicht‘ der Institutionalisierung. Während bis 1996 die Etablierung von Frauenforschungsprofessuren vorangetrieben wurde, zeigt sich ein deutlicher Einbruch ab dem Jahr 1997. Stattdessen werden andere Formen der Institutionalisierung forciert, die den Boden für eine grundständige Ausbildung in der Frauen- und Geschlechterforschung bereiten. Im Anschluss an die Beschreibung der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung von Barbara Holland-Cunz (2001) als eine „*Normalisierung zur Normalwissenschaft*“ benenne ich die im Jahre 1997 einsetzende vierte Phase als *Normalisierungsphase*. Normalisierung wird hier nicht in einem normativen Sinne als ‚Selbstverständlich werden‘ verwendet, sondern beschreibt die (ambivalenten) „Anpassungen“ an die bestehende „normalwissenschaftliche Alltagspraxis“ (ebd. 47), aus dem ein Szenario der Gleichzeitigkeiten von Institutionalisierungserfolgen, internen Grenzziehungsprozessen und äußeren Druck durch die Ökonomisierung der Wissenschaftslandschaft entsteht.

Anhand der verschiedenen Institutionalisierungsformen kann die Normalisierungsphase charakterisiert werden.

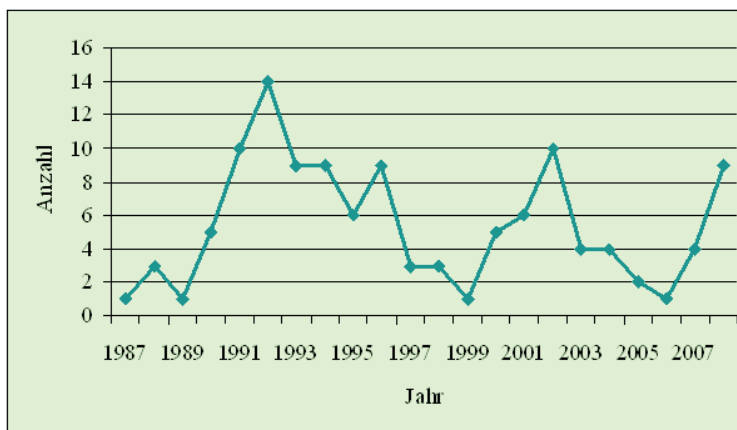
Im Jahr 1997 werden die ersten eigenständigen *Studiengänge* in Berlin und Oldenburg³ sowie ein Promotionsstudiengang in Essen eingerichtet. Während im Rahmen der alten Magister-Studiengänge an vier Universitäten ein Abschluss erworben werden konnte, waren es nach der Bologna-Reform bereits acht eigenständige Bachelor- und Masterstudiengänge. Des Weiteren wurden zwischen 1997 und 2005 insgesamt zwölf Studienschwerpunkte eingerichtet, die teilweise als zusätzliche Qualifikation mit einem Zertifikat abgeschlossen werden. Darüber hinaus werden nun über einzelne Module Gender-Aspekte in das Studium integriert, womit die Geschlechterthematik verstärkt zu einem Bestandteil der „allgemeinen“ Lehrinhalte wird. Insgesamt bestanden im Sommer 2008 an 16 von 109 Universitäten die Voraussetzungen für eine grundständige Ausbildung in der Frauen- und Geschlechterforschung.

Als zweite Form sind die *Zentren und Koordinationsstellen für Frauen- und Geschlechterforschung* zu nennen, von denen im Sommer 2008 insgesamt 32 an 28 Universitäten bestanden. Innerhalb der ersten drei Institutionalisierungsphasen wurden sieben Einrichtungen gegründet, in der Normalisierungsphase hingegen 25. Waren die in den 1980er Jahren gegründeten Zentren als „wissen-

3 In Oldenburg war zunächst 1991 der Studienschwerpunkt „Pädagogische Frauenforschung“ etabliert worden.

schaftspolitische Fördereinrichtungen“ gedacht, verlagerte sich der Schwerpunkt bei den Neugründungen in den 1990er Jahren auf Forschung und Lehre.

Eine weitere Institutionalisierungsform stellen die *Genderprofessuren* dar, deren Anzahl im April 2008 119 betrug, die an 41 von 109 deutschen Universitäten eingerichtet waren. Der Anteil von Genderprofessuren an der Gesamtheit aller universitären Professuren lag damit bei 0,5 Prozent. Während zwischen 1991 und 1994 sowie im Jahr 1996 zwischen neun und 14 Professuren pro Jahr neu besetzt wurden, waren es in den Jahren 1995 und von 1997 bis 2001 jeweils zwischen einer und sechs Professuren. Das Jahr 2002 markiert den zunächst letzten Höhepunkt mit zehn neuen Genderprofessuren auf den jährliche Neueinrichtungen zwischen ein und vier Professuren folgen⁴. (Vgl. Abb. 1)



Quelle: Eigene Berechnungen (Stand: April 2008).

Abbildung 1: Ersteinrichtung von Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung

Bemerkenswert ist, dass über 70 Prozent der Genderprofessuren mit der C3- bzw. W2-Besoldung vergütet werden. Die jüngste Entwicklung zeigt eine weitere Verschiebung in Richtung der W1-Besoldung. Von den zwischen 2002 und 2008 neu eingerichteten 34 Genderprofessuren war jede Dritte eine Juniorprofessur.

Letztlich stützt die Entwicklung im *Bereich der Forschungsförderung* die vorgeschlagene Konzeption der Normalisierungsphase. Zwar war bereits 1974 das erste DFG-Schwerpunktprogramm zur „Integration der Frau in die Berufswelt“ eingerichtet worden, bis zum nächsten Programm sollte es dessen ungeachtet wieder gut zwei Jahrzehnte dauern. Im Jahr 1998 wurde das zweite und bis dato letzte Schwerpunktprogramm „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels“, das an der TU Darmstadt angesiedelt war, bewilligt. Ähnliches zeigt sich hinsichtlich der Graduiertenkollegs zur Frauen- und Geschlechterforschung. In den Jahren 1992 und 1993 richtete die DFG zwei Graduiertenkollegs ein, seit 1998 wurden dann acht weitere Graduierten- bzw. Promotionskollegs (von verschiedenen Förderern) genehmigt.

4 Zur disziplinären und regionalen Verteilung siehe Heitzmann 2008b, 93ff.

Für den Zeitraum 1996 bis 1998 kann also gleichsam ein institutioneller Schub für die Frauen- und Geschlechterforschung konstatiert werden.

4 Disziplinierung der Frauen- und Geschlechterforschung?

Der Prozess der Institutionalisierung scheint unvermeidlich den Prozess der Disziplinierung einzuschließen. Die Frauen- und Geschlechterforschung grenzt sich in ihrem Selbstverständnis häufig von jeglicher Disziplinarität ab und erhebt den Anspruch sich durch *Inter- bzw. Transdisziplinarität* von ‚klassischen‘ disziplinären Strukturen abzugrenzen. Im Folgenden werde diese Begriffe und der un-/disziplinäre Charakter der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert.

Disziplinarität gilt als wichtigstes Prinzip zur Formierung und Organisation von Wissen. Disziplinen obliegen den drei, für das Wissenschaftsfeld konstitutiven, Funktionen der Produktion, Regulierung und Reproduktion des Wissens (vgl. Hark 2005, 351f.). Zur Erfüllung dieser Funktionen bedarf es bestimmter Voraussetzungen, also Merkmale, die einen Wissensbereich als eine Disziplin markieren. Volker Peckhaus und Christian Thiel charakterisieren Disziplinen als „gegenstandsorientierte Systeme wissenschaftlicher Tätigkeiten“, die sich „durch Kommunikationsgemeinschaften, die Tendenz zur Institutionalisierung und zur Selbstreproduktion im Rahmen der akademischen Lehrtätigkeit auszeichnen“ (Peckhaus/Thiel 1999, 11, zit. in: Hark 2005, 343). Rudolf Stichweh (1994, 17) nennt dieselben Kriterien, nimmt jedoch eine feingliedrigere Unterscheidung mit fünf Merkmalen vor. Disziplin beinhaltet danach: „1) einen hinreichend homogenen Kommunikationszusammenhang von Forschern [sic!] – eine *scientific community*; 2) einen Korpus wissenschaftlichen Wissens, der in Lehrbüchern repräsentiert ist, d.h. sich durch Kodifikation, konsentrierte Akzeptation und prinzipielle Lehrbarkeit auszeichnet; 3) eine Mehrzahl je gegenwärtiger problematischer Fragestellungen; 4) einen ‚set‘ von Forschungsmethoden und paradigmatischen Problemlösungen; 5) eine disziplinspezifische Karrierestruktur und institutionalisierte Sozialisationsprozesse, die der Selektion und ‚Indoktrination‘ des Nachwuchses dienen“.

Angelehnt an die Begriffsbestimmung von Stichweh lassen sich für die Frauen- und Geschlechterforschung weitgehende Übereinstimmungen feststellen. Erstens besteht eine Kommunikationsgemeinschaft von Frauen- und Geschlechterforscher/-innen, die auch in Netzwerken und Arbeitskreisen institutionalisiert ist und über fachspezifische Zeitschriften im ständigen Austausch steht. Zweitens wird der „Korpus wissenschaftlichen Wissens“ der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen vermittelt und ist „lexikografisch und lehrbuchartig“ (Hark 2005, 347) aufbereitet⁵. Ebenso verfügt die Frauen- und Geschlechterforschung, drittens, über verschiedene je gegenwärtige problematische Fragestellungen, deren Untersuchung jedoch, viertens, vorrangig mit Methoden und Instrumenten der „Herkunftsdisziplinen“ betrieben wird. Auch beim fünften Punkt, der Karrierestruktur sowie dem institutionalisierten Sozialisationsprozess, bestehen noch Defizite. Zwar gibt es in einem beschränkten Umfang „organisatorische Einheiten, die die inhaltliche wie personelle Selbstreproduktion [...] sicherstellen“ (ebd.), allerdings bleiben die Professuren an die disziplinäre Struktur der Hochschulen gebunden. Drei von fünf genannten Kriterien nach Stichweh können also ohne und zwei mit Einschränkungen bejaht werden, somit bewegt sich die Frauen- und Geschlechterforschung eindeutig in Richtung Disziplin.

5 Zu Publikationen der Frauen- und Geschlechterforschung als Merkmal von Diszipliniertheit siehe Hark 2005, 338ff.

Die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung konstituiert sich aus dem Wechselspiel von Handlungen und Strukturen. In den vergangenen vierzig Jahren gab es immer wieder treibende Kräfte und Möglichkeitsräume, die genutzt und besetzt wurden und die zum gegenwärtig Status einer „partiell erfolgreich“ institutionalisierten Disziplin (ebd. 379) geführt haben. Begleitet wird dieser Prozess von Diskussionen zwischen Wissenschaftlerinnen, ob Institutionalisierung und Disziplinierung oder nicht, und bei Bejahung des Weges in die Institutionen, welcher Weg der zu nehmende sei. Heike Kahlert (2005, 41-54) unterscheidet drei Positionen der Frauen- und Geschlechterforschung zu ihrem disziplinären Status⁶: 1. Mit dem Bild des „trojanischen Pferdes“ wird der „integrative“ Weg beschrieben, sich als „neuer Bestandteil der herkömmlichen Disziplinen“ zu etablieren, um den Mainstream von innen heraus nachhaltig zu verändern. Dies war vor allem für die ersten Jahre der Institutionalisierung die maßgebliche Strategie, die jedoch nur in einigen Fächern wie beispielsweise Soziologie, Psychologie, Pädagogik Erfolge zeitigte. Das negative Potential besteht in einer „sukzessiven Unsichtbarkeit“ und dem möglichen „Verschwinden“ der Frauen- und Geschlechterforschung. 2. Für den Modus einer „autonomen Disziplin“ finden sich ebenso zahlreiche Hinweise. Wie oben ausgeführt, erfüllt die Frauen- und Geschlechterforschung bereits wesentliche Merkmale einer Disziplin. Die Anerkennung „eines Zimmers für sich allein“ durch die anderen wissenschaftlichen Diskurse stellt die größte Herausforderung dar. 3. Mit der „nomadischen Existenz“ fasst Kahlert die Frauen- und Geschlechterforschung als „Inter- oder Transdisziplin“ an. Hierbei findet eine Doppelstrategie Anwendung, insofern wissenschaftliche Stellen häufig disziplinär verortet sind und personell oft zeitgleich Mitgliedschaften in „autonom organisierten zentralen Einrichtungen“ (ebd. 44) bestehen. Die Forschung wird in inter- oder transdisziplinären Schwerpunkten, die Lehre hingegen aus der Sicht der Herkunftsdisziplin organisiert.

Unter dem häufig gebrauchten Begriff *Interdisziplinarität* wird eine (meist) zeitlich begrenzte Zusammenarbeit von mindestens zwei Disziplinen an einer gemeinsamen Fragestellung verstanden (vgl. ebd. 32; Mittelstraß 2003, 9). An die Forschung werden „externe Problemvorgaben“ herangezogen und die Wissenschaft „versucht, die Begriffe und Instrumente einer Mehrzahl von Disziplinen in einer Weise zu kombinieren, die diese für die Lösung der Probleme fruchtbar macht“ (Stichweh 1994, 38). Es handelt sich somit um ein problemorientiertes Vorgehen, das in den Kontext der angewandten Forschung zu verorten ist und immer dann herangezogen wird (oder werden sollte), wenn „fachliche und disziplinäre Engführungen [...] der Problementwicklung und einem entsprechenden Forschungshandeln im Wege stehen“ (Mittelstraß 2003, 9). *Transdisziplinarität* hingegen ist ein „integratives“ Konzept, das als „Forschungsprinzip“, also ein wissenschaftliches „Arbeits- und Organisationsprinzip“, die Problemwahrnehmungen und Problemlösungen leitet (ebd. 10f.). Auch hier werden disziplinäre Engführungen aufgehoben, jedoch führt dies nicht in „einen neuen fachlichen oder disziplinären Zusammenhang“, denn Transdisziplinarität stellt kein „Theorieprinzip“ dar (ebd.). Ihre Form findet die Transdisziplinarität beispielsweise in Forschungszentren, die problemorientiert ausgerichtet sind, ihre Strukturierung nicht nach disziplinären Kriterien anlegen und damit „*Quergänge zwischen den Disziplinen und Fächern*“ (Hervorh. im Orig., Hark 2003, 84) fokussieren und unterstützen.

Disziplinen oder Disziplinaritäten sind „Voraussetzung für Transdisziplinarität als wissenschaftliche Arbeits- und Erkenntnisform“ (Mittelstraß 1998, 140). Dementsprechend sind Disziplinierung und transdisziplinäres Forschen keine widersprüchlichen, sondern zwei verschiedene Phänomene, die

6 In der Literatur wurde zunächst lediglich zwischen „dezentral“/„integrativ“ und „zentral“/„autonom“ (vgl. Bock 1998; Kahlert 2001) unterschieden; Kahlert (2005) hat eine weitere Form hinzugefügt.

zusammen auftreten können. In den Disziplinen werden verschiedene theoretische und methodische Ansätze entwickelt, die wiederum in Forschungsprojekten aufgegriffen, zusammengeführt, weiterentwickelt und anschließend wieder an die Disziplinen kommuniziert werden. Das schließt auch die weitere Spezialisierung der Einzeldisziplinen ein, beziehungsweise macht sie unabdingbar. Sabine Hark (2003, 85f.; 367) formuliert dahingehend einen Widerspruch: „*Interdisziplinarität* und *Transdisziplinarität* wird propagiert, gefordert, gelobt, in Studienprogramme und Forschungsanträge geschrieben, aber gleichzeitig schreitet die disziplinäre Spezialisierung in der Frauen- und Geschlechterforschung voran.“ Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive stellt das jedoch keinen Widerspruch dar und ein Blick auf andere Disziplinen, insbesondere in den Naturwissenschaften, bestätigt dies. „Gleichwohl hebt Interdisziplinarität nicht die Notwendigkeit der fachlichen Vertiefung und disziplintheoretischen Verortung von Forschungsfragen auf.“ (Friese 2003, 11) Die Disziplin bildet die Basis für verschiedene Formen der wissenschaftlichen Arbeit (Disziplinarität, Interdisziplinarität, Transdisziplinarität etc.). So meint auch die Geschlechtersoziologin Regine Gildemeister (2000): „Für mich machen Gender Studies vor allem als Aufbaustudium oder Promotionsstudium Sinn, dann, wenn bereits eine fachliche Perspektive erworben wurde. Frauen- und Geschlechterforschung ist ja nicht nur Thema in der Soziologie, sondern vom Prinzip her in allen Disziplinen. [...] Auch wo fachübergreifend (interdisziplinär) gearbeitet wird, braucht es einen fachlichen Standpunkt bzw. eine fachliche Einbindung, um zu sinnvollen Forschungsarrangements zu gelangen.“

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat bei der Beschreitung neuer Forschungswege gar einen Vorteil, insofern sie an den Rändern etablierter Disziplinen entstanden ist und damit auf Erfahrungen des „Grenzganges“ und der „Grenzüberquerung“ zurückgreifen kann. Zugleich liegt hier wiederum ein Grund für das Insistieren auf den inter- und/oder transdisziplinären Charakter. Der Bezug auf Interdisziplinarität oder „Undiszipliniertheit“⁷ „stiftet zweifelsohne einen Zusammenhang zwischen den besonders anfänglich relativ isoliert in den Fächern agierenden feministischen Wissenschaftlerinnen, und er bietet dem akademisch gewordenen Feminismus darüber hinaus bis heute die Möglichkeit der Distinktion gegenüber den bereits etablierten Fächern“ (Hark 2005, 355). Daher erscheint es wenig überraschend, wenn Heike Kahlert (2001, 84) es als „paradox“ bezeichnet, dass zunächst die „Disziplinierung feministischen Wissens“ nötig ist, „um die Bedeutung feministischer Forschung zu betonen und (gegen-)mächtige Effekte auf die bestehenden Disziplinen bewirken zu können“. Doch die Notwendigkeit dieses Weges wird einerseits mit der Feldtheorie und dem *illusio*-Konzept von Pierre Bourdieu plausibilisiert. Empirische Evidenz findet sich andererseits in der bisherigen Institutionalisierungsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung selbst. Zwar wurden zu Beginn eigenständige Studiengänge für Frauenforschung abgelehnt (vgl. Bock 1998, 107), gleichzeitig aber entstanden zwischen 1974 und 1984 eine Vielzahl disziplingebundener Organisationen, so die Juristinnentage (1974), das Historikerinnentreffen (1979) (vgl. Hagemann-White 1995, 27). Einerseits führt Heike Kahlert (2005, 44) die Begriffe der „Trans-“ und „Interdisziplin“ für die Frauen- und Geschlechterforschung ein, andererseits bezweifelt sie die praktische Umsetzbarkeit von Transdisziplinarität in der Lehre (Kahlert 2001, 83).

Die Frauen- und Geschlechterforschung muss sich folgende Fragen stellen: Kann in einem arbeitsteilig organisierten Feld ein Wissensbereich auf alle anderen Bereiche nachhaltig ausstrahlen? Und inwiefern soll dies mit der eigenen Disziplinierung und der damit einhergehenden „Anpassungsleistung an das Wissenschaftssystem“ (Metz-Göckel 2004, 603) kompatibel sein, wenn die Verände-

7 So im Titel eines Einführungsbuches zur Frauen- und Geschlechterforschung: Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000.

rung von Spielregeln, die konstitutiv für das „Wissenschaft-Machen“ sind, nur aus dem Feld heraus erfolgen kann? Gudrun-Axeli Knapp (2006, 194f.) hat jüngst darauf verwiesen: Allein aus „Selbsterhaltungsgründen“ kam die Frauen- und Geschlechterforschung nicht umhin, „das institutionelle Terrain zu besetzen“. Aus der Sorge, dass ohne eine solche Institutionalisierungsform der „anstehende Generationenwechsel und der Strukturwandel an den Hochschulen nicht zu überleben“ sei, wurden die Koordinationsstellen und Zentren gegründet, die relativ konstant an einer chronischen Unterfinanzierung leiden und meist als „Investitionsruine“ enden.

Literaturverzeichnis

- Beaufaÿs, Sandra 2003: Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Wissenschaft und Geschlecht, Bielefeld.
- Beaufaÿs, Sandra/Krais, Beate 2005: Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, in: *Feministische Studien* 23/1, 82-99.
- Bock, Ulla 2002: Zwanzig Jahre Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten, in: *Feministische Studien* 20/1, 113-125.
- Bock, Ulla 1998: Am Ausgang des Jahrhunderts. Zum Stand der Institutionalisierung von Frauenstudien an deutschen Universitäten, in: *Feministische Studien* 16/2, 103-118.
- Bourdieu, Pierre 1998a: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre 1998b: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/Main.
- Bourdieu, Pierre 1992 [1984]: *Homo academicus*, Frankfurt/Main.
- Cottmann, Angelika/Kortendiek, Beate/Schildmann, Ulrike (Hg.) 2000: *Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick*, Opladen.
- Dölling, Irene 2004: Männliche Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt, in: Margareta Steinrücke (Hg.): *Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen*, Hamburg: 74-90.
- Engler, Steffani 2001: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur, Konstanz.
- Friese, Marianne (2003): *Feministische Studien zwischen Innovation und Risiko. Entwicklungen von Frauenforschung/gender studies an Hochschulen in Deutschland*, in: Kerstin Knopf/Dörte Putensen/Monika Schneikart (Hg.): *Frauen im Ostseeraum. Gleicher Kulturraum – unterschiedliche Traditionen – gemeinsame Zukunft?*, Herbolzheim: 3-18.
- Gildemeister, Regine 2000: Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister, Internet: <http://www.frauen-aktiv.de/aktiv/8/seite7.php> (abgerufen am 19. Mai 2010).
- Hagemann-White, Carol 1995: *Frauenforschung - der Weg in die Institution. Ideen, Persönlichkeiten und Strukturbedingungen am Beispiel Niedersachsens*, Bielefeld.
- Hark, Sabine 2005: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt/Main.

-
- Hark, Sabine 2003: Material Conditions. Begrenzte Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung, in: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 21/2+3, 76-89.
- Heitzmann, Daniela 2008: „Dabei und doch nicht mittendrin.“ Zur Etablierung der Genderprofessuren an den deutschen Universitäten, Diplomarbeit an der TU Dresden, unveröff. Ms.
- Holland-Cunz, Barbara 2001: Zwanzig Jahre wissenschaftliche Revolution? Über Normalisierungen und Zukunftswege der feministischen Forschung, in: Ursula Hornung/Sedef Gümen/Sabine Weilandt (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung - Frauenbewegung - Frauenpolitik, Münster: 42-55.
- Kahlert, Heike 2005: Wissenschaftsentwicklung durch Inter- und Transdisziplinarität: Positionen der Frauen- und Geschlechterforschung, in: dies./Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.): Quer denken - Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen. Wiesbaden: 23-60.
- Kahlert, Heike 2001: (K)Ein Fach wie jedes andere? Feministische Lehre im Professionalisierungsprozess, in: Die Philosophin 12/23, 74-92.
- Knapp, Gudrun-Axeli 2006: Vom Rand zum mainstream und zurück? Zerreißproben und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Anja Weckert/Ulla Wischermann (Hg.): Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien, Königstein/Taunus: 193-207.
- Krais, Beate 2000: Das soziale Feld der Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse: Theoretische Sondierungen, in: dies. (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt/Main-New York: 31-54.
- Metz-Göckel, Sigrid 2004: Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung. Geschichte und Formen, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: 597-604.
- Metz-Göckel, Sigrid 2002: Institutionalisierung der Frauenforschung oder vom Verbrauch der Visionen, in: Journal Netzwerk Frauenforschung NRW 13, 31-40.
- Mittelstraß, Jürgen 2003: Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit. Konstanzer Universitätsreden, Konstanz.
- Mittelstraß, Jürgen 1998: Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Frankfurt/Main.
- Peckhaus, Volker/Thiel, Christian 1999: Kontextuelle Disziplingeschichtsschreibung, in: dies. (Hg.): Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichtsschreibung, München: 9-19.
- Stichweh, Rudolf 1994: Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen, Frankfurt/Main.
- Weingart, Peter 2003: Wissenschaftssoziologie, Bielefeld.
- Wetterer, Angelika 1999: Ausschließende Einschließung – marginalisierende Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen, in: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf, Frankfurt/Main-New York: 223-254.

Zur Autorin

Dipl.-Soz. Daniela Heitzmann: Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gender Research Group an der CAU Kiel; 2009 Beauftragte für Gleichstellungsmanagement beim Rektor der TU Dresden, 2008-2002 Studium der Soziologie und Geschichte in Gießen und Dresden.

Promotionsvorhaben: Reproduktionstechnologien und Elternschaft im deutsch-israelischen Vergleich. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechterforschung, Wissenschaftsforschung, Soziologische Theorien.